

Drei Mütter [Schluss]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie ihm gönnen, nur Arbeit. Keine Erholung gestattete sie, kurz, der Mann sollte sich schinden und jeden Pfennig sparen. Nun trinkt er, kommt kaum anders als betrunken heim. Es ist kein Leben, aber es war ebensowenig eines früher. Die Ammann kommt alle zwei Wochen zu mir, erzählt, was sie längst erzählt hat, klagt und schimpft, und ist schwer wegzubringen. Und dabei hat sie seinerzeit sich mit Eltern und Geschwistern verzannt, um ihres jetzigen Mannes willen. Sie hat die Heirat erzwungen.“

„Kann man das nicht vorher wissen, ob man zusammenpaßt oder nicht?“ fragte Jo. „Das kann doch nicht so schwer sein?“

„Offenbar kann man es nicht wissen und offenbar ist es schwer. Nicht darum, weil jedes das andere nicht kennt, aber weil keines sich selber kennt. Was man will, was man verlangt, was man erwartet vom andern, das wissen die Leute. Aber was man selbst leisten kann, bieten kann, entbehren kann, tragen kann, das wissen sie nicht.“

„Aber es muß doch etwas geben, eine ganz besondere Eigenschaft, die man erlernen könnte und sich aneignen, um wenigstens friedlich und freundlich zusammenleben zu können? Ich kenne ja nur eine Ehe, die von Papa und Mama.“

„So gut! Und was für eine Eigenschaft besitzen denn zum Beispiel diese beiden Glücklichen, von der Sie glauben, sie sei besonders gut und wichtig, oder wie soll ich sagen, sie sei eben die Eigenschaft, von der Sie vorhin sprachen.“

„Ja, ich weiß nicht — sie haben sich eben lieb.“

„Viele Leute haben sich lieb gehabt, ja, haben sich noch lieb und es will doch nicht gehen. Sie können sich sogar achten, sich ehren, und doch können sie nicht zusammen leben. Sie können nicht eins sein, das heißt, am gleichen Strick ziehen, wenn ich mich so sportlich ausdrücken soll. Können Sie mir nichts von Ihren Eltern sagen?“

„O doch! Es sind zwei feine Kreaturen. Wir sind sehr gute Freunde. Mama ist herzlich, und so klug — vernünftig — meine ich. Papa bleibt immer gleich. Er wird nie zornig. Aber Mama macht ihn auch nicht zornig. Sie zanken sich fast nie, und wenn sie merken, daß sie sich zanken wollen, lachen sie. Mama tut dem Papa halt alles zuliebe.“

„Und Ihr Vater?“

„O, der tut Mama auch alles zuliebe. Und der Onkel Basilius auch, das ist Mamas Bruder. Aber die zwei zanken sich tüchtig. Mama sagt, sie hätten sich das so angewöhnt, und bei ihnen sei und bedeute das die innigste Gemeinschaft. Der Basilius neckt Mama so viel, und das nimmt sie ernst. Papa neckt sie nie, weil er sagt, es rühre ihn, wie sie alles glaube. Papa vergißt so viel, aber Mama sagt, das mache nichts. Sie besorgt alles für ihn und erinnert ihn an alles. Sie vergelte ihm damit seine große Liebe und Güte, sagt sie.“

Fortsetzung folgt.

Alles ist euer

(Sonntagsgedanken)

Man hört heute oft sagen, daß die Menschen ihre christliche Haltung verloren haben. Wer wollte bestreiten, daß gesunde Sitten, die einst die christliche Familie zierten, sich gelockert haben und teilweise sogar verschwunden sind. Wir haben recht, wenn wir das bedauern. Tendenzen der Auflösung sind fast immer Zeichen der Degeneration. Aber verstehen wir es anderseits nicht auch, wenn man kommt und sagt, es komme in einem Christenleben nicht auf Formen und nicht auf die Sitte an. Soweit sich hinter dieser Auffassung nicht eine schrankenlose und

falsche Freiheit verbirgt, kann man auch dieser Auffassung zustimmen.

Es gibt in der Bibel ein merkwürdiges Wort, das uns Wegweiser sein will. Es heißt: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“. Es werden uns also die Schätze dieser Welt nicht vorenthalten, sie gehören uns, und wir dürfen sie genießen. Wir dürfen Anteil haben an den Freuden dieser Welt. Der Christ braucht nicht weltfremd zu sein, sondern er soll fröhlich in dieser Welt stehen und Anteil haben an dieser Welt. Es wird uns in dem Wort nicht gesagt, daß wir das und das nicht haben dürfen und nicht genießen sollten. Dürfen wir also die Güter dieser Welt schrankenlos genießen? Das Wort setzt doch eine Schranke, denn es sagt uns: „Ihr aber seid Christi“. Das ist eine Bedingung, das ist das Wichtigste in diesem Wort. So will das Wort uns wohl sagen, daß wir alles haben und genießen dürfen, soweit es uns nicht davon zurückhält oder davon abwendet, Christus zu sein. Wenn wir das bedenken, dann merken wir sofort, daß uns die Lustbarkeit der Welt sehr gern von Christus weg zieht. Das darf nicht sein, da müssen wir widerstehen. Wenn wir der Welt und ihren Freuden nachhängen, dann müssen wir uns immer wieder fragen, ob sie uns nicht von Christus trennen. Ist das nicht der Fall, so dürfen wir fröhlich die Früchte dieser Welt genießen. Das ist die einzige Schranke, die uns gesetzt ist! So wir bei Christus sind und bei Christus bleiben, brauchen wir dieser Welt nicht zu entsagen, sondern dürfen hier fröhliche Menschen sein, denen auch die Schätze dieser Welt gegeben sind. So wir bei Christus bleiben, werden nicht wir die Untertanen der Welt werden, sondern wir werden die Herren über die Güter der Welt sein. Wenn wir in Christus sind, dann werden wir die Welt beherrschen, sind wir aber losgelöst von Christus, dann sind wir die Opfer der Welt. Darum wollen wir fröhlich in dieser Welt stehen, uns aber immer wieder bewußt bleiben, daß wir einem Herrn gehören. Und solange wir diesem Herrn gehören, werden wir in der Welt nicht verloren sein und nicht untergehen, sondern in Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer und dem Geber aller Gaben an den Früchten dieser Welt teilhaben dürfen. F.

Drei Mütter

Von Johanna Siebel

(Schluss)

Eine triumphierende, fast feindselige Genugtuung blitzt auf in Frau Schmidts offenem Gesicht: „Ja, ja, Lotti, Mama hält dich schon, wer wird auch Mama ihr Schatzel nehmen wollen! Nein, das gibt es nicht, sicher nicht.“

Lena erhebt sich und stellt sich schwerfällig an das Fenster. Bemerkter schaut sie in den häßlichen Tag. Warum dehnt man diese Folter bis zur Unerträglichkeit? Wieder liegt das lähmende Schweigen auf den Frauen, auf diesen drei Frauen voll tiefer opferbereiter Mütterlichkeit, von denen jede das Kind in Sehnsucht und Liebe am Herzen halten und immer behalten möchte!

Übermals unterbricht Herr van Geldern den schweren Bann: „Es wäre jedenfalls am besten, Frau Schmidt, wenn Sie das Kind sofort fertig machten, der Wagen wartet vor dem Hause. Wir würden Ihnen dankbar sein, wenn Sie mit uns zum Hotel fahren könnten. Die Kleine könnte unruhig werden unterwegs. Bist du einverstanden so, Nora?“

„Ja, Lieber“, sagt die Angeredete.

Frau Schmidt schaut mit flehendem Blick auf Lena: „Fräulein Wihert!“ stammelt sie. Eine ergreifende Bitte ringt in der Stimme.

Lena dreht steif, in erschütternder, erbarmungswürdiger Müdigkeit das Haupt: „Tun Sie, wie der Herr sagt, Frau Schmidt“ entgegnet sie tonlos und spricht dann in bleierner Einförmigkeit: „Das Vaterlose soll nun einen Vater haben und wird einen ehrlichen Namen tragen. Niemand wird ihm die Unehre seiner Mutter vorhalten und daß es in Schanden geboren. Ein Teil der Sünde wird erlassen, und der strafende,

gerechte Gott wird die Schuld der Mutter an dem Kinde nicht heimsuchen. Und nackte Sorgen wird es nicht kennen, und — das Kind ist ein Mädchen, und es wird einen Vater haben.“

In tiefer, sich verwirrender Erschöpfung schließt Lena mit dem Anfang, als dem schweren, einschneidenden Grundton das Ende ihrer mitleidswürdigen Erklärung.

Dann wendet sie das todtblasse Gesicht mit den großen, sonderbaren Augen von neuem zum Fenster. Sie wagt nicht, das Kind anzusehen. Eine undeutliche Furcht durchrüttelt sie, der Brand ihrer Blicke könne sich dem zarten Wesen dort eingraben, sodaß die dunkle Erinnerung dieser schwarzen Stunde, da seine Mutter kam, nahm und opferte, seine Seele nicht ließe sein Erdenleben lang. —

Lena preßt plötzlich die Hände an die dumpf brausenden Ohren, sie macht eine scheue Bewegung, als ob sie fliehen möchte. Was geht auch sie dies alles an? Sie, die Fremde, die nicht dazu Gehörnde, die Verfemte und Verdammte, die Mutter, die nicht Mutter sein darf! — In ihrer Seele hallen auf einmal die fluchenden Worte derer, die sie geboren. Sie schlägt die Hände vor die Augen, und in furchtbarer Klage und Anklage entringt es sich ihrem Munde: „Oh, Mutter, Mutter! Warum hast du mir das getan?“

Jäh wendet sie sich in die Stube zurück, unfähig, die schreckliche Marter länger zu ertragen.

Sie reicht Frau von Geldern die eisig kalte Hand und sagt mit harter Stimme: „Ich will zu Fuß in die Stadt zurückkehren. Sollten wider Erwarten noch nicht alle Formalitäten erledigt sein, so wollen Sie sich weiter an Doktor Heinz wenden, er hat meine Vollmacht.“

Sie wendet sich zu Frau Schmidt und sagt leise: „Ich danke Ihnen, Sie Gute.“

Auf das wortlose Flehen der Frau hat sie nur ein traurig verneinendes, müdes Abwehren. Vor dem Kinde bleibt sie einen Augenblick stehen, umfängt es mit tiefem, wundersamem,

betendem Blick und streicht ihm sacht, mit erschauernden Händen über die goldigen Härchen: „Aller Segen, alle Barmherzigkeit, alle Liebe des Himmels und der Erde, über dich, du Kleines, du Reines“ flüstert sie.

In Noras Augen verdrängt die träumende Seligkeit ein tiefes Erbarmen. Sie schlingt auf einmal in schweesterlicher Innigkeit die Arme um Lena und küßt ihr die brennende Stirne: „Es soll ihm an nichts mangeln, Liebe, ich will mit meinem Leben und mit meiner Seele für es einstehen, so wahr mir Gott helfe, dem ich dereinst für dieses Pfand die Rechenschaft muß geben.“

Einen Augenblick ist es, als wolle Lena unter Noras Umarmung und ihren innig schwörenden Worten zusammenbrechen, als wolle die Verzweiflung ihr Wesen zerreißen und schluchzend aufschreien. Doch ihre zum Tode wunde Seele trägt nur einen dunklen Seufzer über die Lippen. Sie macht sich los aus der Umarmung und legt hastig die Hand in die ehrerbietig dargebotene Hand Herrn von Gelderns. Sie wendet sich schnell und schreitet zur Tür.

*

Die kalte Luft des Novembertages fühlt das glühende Sengen ihrer Augen, fühlt das mehende Blut ihrer Wangen. Das Elend ihrer Seele, die soeben am Brandaltar, zu dem ihre Schuld die Scheite gepalpen und ihre grenzenlose Mutterliebe die Flamme entzündet, dem gewaltigen Richter alles Lebens und aller Fehle, als Sühne ihre Mutterschaft dargebracht, dieses nicht zu ergründende Elend fühlt er nicht, das glüht weiter in wesensverzehrendem Feuer.

Heulend, in fauchendem Tosen fegen die Novemberstürme über das Land. Sie besiegen die letzte Kraft der Kreatur. Sie brauen die Nebel zu schweren Ballen zusammen, und der Sonne Stellung ist am Mittag durch kein fahles Fleckchen mehr sichtbar.



Die alte Nydeckbrücke

so wie sie heute besteht, aus Stein, war bis 1445 bloß aus Holz erstellt. Durch einen Zürcher Baumeister wurde 1461 der erste steinerne Pfeiler vollendet, im Jahr darauf der zweite, und beide Pfeiler wurden als große Errungenschaft eingeweiht. Die steinernen Bogen wurden erst 1487 durch Werkmeister Hübschi errichtet. Am äußern Ende der Brücke stand der „Bluturm“, die jetzige Felsenburg, die leider im vorigen Jahrhundert zu einer Mietskaserne umgewandelt wurde. Auf der Stadtseite und auf jedem der Pfeiler erhoben sich gleichfalls

festen Tore. In diesem Zustand blieb die Brücke bis ins 18. Jahrhundert. Beim Bau des neuen Murgauerstaldens 1758 kamen die drei innern Torbauten weg. Neben dem Bluturm wurde am äußern Brückenende ein neues Tor erstellt, und dieser selbst zur Verteidigung mit Feuerwaffen hergerichtet. Beim Läuferplatz stand in der Nähe des Läuferbrunnens der mächtige „Desterreichturm“ oder der Herrschaftsturm, ein Wehrturm mit Fallbrücke, — auf den Plänen von 1463 ersichtlich. Bis zu ihm hinunter reichte das Burgareal der Nydegg.

Der Stalden

muß mit dem 1256 erfolgten Bau der Untertorbrücke zusammenhängen. Einstmals ging über ihn der ganze Verkehr, vom Murgauer- und dem Muristalden über die Nydeggbrücke, denn er bildete die einzige Zufahrtsstraße nach der Stadt Bern. Die beidseitigen Häuserreihen des Staldens stehen auf den Ringmauern der Burg Nydegg; die alten Nydeggmauern bilden stellenweise die Rückwand. Hier wohnten einstmals die Edelsten von Bern und verrichteten in diesen Häusern ihr Gewerbe. Deutlich verraten die Häuser auf der Sonnseite die Richtung, welche die tiefe Schlucht eingeschlagen hat. Der Stalden wurde 1750 vom Untertor an aufwärts bis hinauf zur Junkerngasse

forriert, indem er an einer Stelle aufgefüllt, an anderer wieder abgegraben wurde, um das Ansteigen regelmäßiger zu gestalten. Der Stalden dürfte einstmals der Burghof gewesen sein, in dem sich die Heere besammelten und die Einwohner der Umgebung in Kriegszeiten Schutz suchten. Oben am Stalden befanden sich der Schwendiplatz und die Wendischgasse mit dem Frienisberger- und dem Interlatnerhaus, sowie dem Morlotläubchen. Bei der Erstellung der großen Nydeckbrücke verschwand der Platz und die Wendischgasse, die nichts als eine Verlängerung der Junkerngasse gegen die Nydeckkirche zu war.